

(Nachdruck verboten.)

24]

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

Das frische Frostwetter mit dem blanken Sonnenschein und dem fast sommerblauen Himmel hatte aufgehört. Graue Tage mit schwerer Luft hingen über dem Willendach; Käte, die am Fenster des Krankenzimmers stand und mit überwachten Augen hinausstarrte in die schwarzen Kiefernzwipfel, die da trauerten in der Nebeltrübe, glaubte nie grauerer gesehen zu haben.

Die Krankheit hatte den Knaben mit Macht gepackt; als sei sein vollstättiger, wohlgenährter Körper so recht ein Herd, in dem die Flammen des Fiebers wüteten. Hofmann schüttelte den Kopf; überall war der Scharlach so gutartig aufgetreten, nur hier nicht! Und er warnte vor Erkältung, verordnete dies und das, tat sein Bestes — nicht bloß aus Pflicht, nein, aus tiefstem, herzlichstem Anteilgefühl heraus — er war dem strammen Jungen immer so gut gewesen. Sie taten alle ihr Bestes. Jede Vorsicht wurde angewendet, jede Mühsicht — es sollte ja alles, alles für ihn geschehen!

Käte war unermüdet. Die Hilfe einer Krankenschwester hatte sie abgelehnt; mit Festigkeit wehrte sie sich gegen ihren Mann, gegen den alten Freund: nein, sie wollte ihr Kind allein pflegen! Eine Mutter wird nicht müde, o nein!

Paul hatte nie geglaubt, daß seine Frau so viel leisten und dabei so geduldig sein könnte — sie, die Nervöse, so unermüdet, so unverzagt! Wohl hatte sie immer einen leisen Tritt gehabt, nun hörte man ihn gar nicht mehr, wenn sie durch die Krankenzimmertür glitt; bald war sie an der linken Seite des Bettes, bald an der rechten. Sie, deren Kräfte so leicht versagten, wenn auch der Wille gut war, war immer, immer auf dem Platz. Es gab viele Nächte, in denen sie keine Stunde Schlaf fand; wie ein Schatten saß sie dann am Morgen in dem großen Lehnstuhl am Bett, aber sie war doch voller Freudigkeit: Wölschen hatte ja fast zwei Stunden geschlafen!

„Tu Dir nicht zu viel, tu Dir nicht zu viel,“ bat der Mann.

Sie wies ihn ab: „Ich fühl's nicht! Ich tu' es ja so gerne!“

Wie lange sollte das so gehen? Würden, konnten diese Kräfte anhalten?! „Laß doch wenigstens das Mädchen eine Nacht bei dem Jungen wachen! Sie will Dich ja so gerne ablösen!“

„Die Cilla —?! Nein!“

Cilla hatte sich immer und immer wieder angeboten: o, sie wollte wohl gut anpassen, sie verstand's, war doch auch ein kleiner Bruder von ihr am Scharlach gestorben! „Lassen Sie mir,“ bat sie, „ich schlafe nich, ich passe so gut auf!“

Aber Käte wies sie zurück. Es war ihr jedesmal wie ein Stich, wenn sie in den Nächten, die so schwarz und lang waren, ihren Knaben im Fiebertraum sprechen hörte: „Cillchen — wir wollen doch fahren ins Heu — juchhei — Cillchen!“

O, wie sie dieses rundwangige Mädchen mit den hellen Augen haßte! Aber mehr als sie es haßte, fürchtete sie es. In den Stunden der Finsternis, in jenen Stunden, in denen sie nichts hörte als das Stöhnen des Kranken und das rastlose Pochen des eigenen Herzens, wandelte sich ihr das Mädchen in eine andere Gestalt. Groß und breit tauchte die auf aus der Nacht, stellte sich dreist ans Bett des Kindes, und in ihrem Blick, der stumpf war und ohne Intelligenz, flammte doch etwas auf vom Triumph der Nacht.

Dann saßte die überwachte Frau sich wohl an die Schläfen, in denen es hämmerte, und streckte die Arme aus, wie abwehrend: nein, nein, Du da, geh fort! Aber das Phantom blieb stehen am Bett des Kindes. Wer war es: die Mutter — das Wenn — die Dienstmagd — Frau Käthe?! Ach, alle waren eins!

Ueber Kätes Gesicht liefen qualvolle Tränen. Wie der Junge jetzt lachte! Sie beugte sich über ihn, so dicht, daß ihrer beiden Atemzüge sich mengten und, wie sie es früher schon

getan hatte, flüsterte sie ihm auch jetzt zu: „Mutterchen ist hier, Mutterchen ist bei Dir!“

Aber er gab kein Zeichen des Erkennens. — — —

Cilla hatte ein dick verweintes Gesicht, als sie die Küchentür im Souterrain, an der leise geklopft wurde, öffnete. Flüsternd jagte Frau Käthe guten Tag; sie hatte bis jetzt immer die Kinder herangeschickt, aber gestern waren die mit einem so verwirrenden Bericht nach Haus gekommen, daß die Unruhe sie nun selber hertrieb. Sie wollte sich erkundigen. Draußen vor dem Gitter hielten zwei Doktorwagen, das hatte sie aufs neue erschreckt.

„Wie geht's denn, wie geht's denn heute?“

Das Mädchen brach in Tränen aus. Es zog stumm die Frau in die Küche, wo die Köchin, ohne in irgend einer Kasserole zu rühren, am Herd lehnte, und Friedrich eben, auf einen Druck der elektrischen Klingel von oben, wie ein Gehester hinaufschob.

„Aee, ich sage schon!“ Die Käthe schlug die Hände zusammen. „Is's denn schlimm, wirklich so schlimm mit den Jungen?“

Cilla nickte nur, ihre überströmenden Augen in der Schürze verbergend, aber die Köchin sagte dumpf: „Es geht zu Ende!“

„Zu Ende — stirbt er wirklich — der Wolfgang, der Junge?“ Die Frau starrte ungläubig: das konnte ja nicht sein! Aber sie war schreckensbleich geworden.

Die Köchin lenkte ein: „Nu, schlimm genug is's! Unser Doktor hat noch 'nen anderen Professor zugezogen, 'nen ganz berühmten — gestern war der schonst hier — aber sie glauben nich, daß se noch was machen können. Die Krankheit is auf die Nieren geschlagen und aufs Herz. Er kennt einen ja jar nich mehr! Heut morgen war ich drinne, ich wollt' ihn doch ferne mal sehn — da lag er ganz steif und still, wie aus Wachs. Ich glaube, das wird nicht mehr!“ Die gutmütige Person weinte.

Sie weinten alle drei, um den Küchentisch sitzend. Frau Käthe vergaß ganz, daß sie diese Küche nie mehr hatte betreten wollen, und daß ihr Kohl, den sie daheim zum Mittagessen aufgesetzt hatte, nun wohl verbrannte. „Totte doch, Totte doch,“ sagte sie ein über das andere Mal, „wie wird sie da über wegkommen, so 'n Kind — so 'n einzig liebet Kind!“

Oben standen die Aerzte am Krankenbett, der alte Hausarzt und die noch junge Autorität. Sie standen zur Rechten und zur Linken.

Der Ausschlag war ganz zurückgetreten; keine Spur von Nöte war mehr auf dem Gesicht des Knaben, der die Augen mit den erschreckend dunklen Wimpern beharrlich geschlossen hielt. Die Rippen waren blau. Die breite, aber jetzt förmlich eingesunkene Brust zitterte und arbeitete.

Bei jedem mühsamen Atemzug atmete Käte mühsam mit. Sie saß im Sessel zu Füßen des Bettes, steil aufrecht; so hatte sie die ganze Nacht gefessen. Ihr angstvoll-bohrender Blick flog über die bedenklichen Gesichter der Aerzte und stierte dann an ihnen vorbei ins Leere. Da standen sie, zur Rechten und zur Linken — aber da, da — sahen sie's denn nicht?! — da zu Häupten stand der Tod!

Mit einem unartikulierten Laut bäumte sie sich auf, dann sank sie, wie geknickt, in sich zusammen.

Die Aerzte hatten dem todkranken Kinde eine Injektion gemacht; die Herzschwäche war sehr groß und ließ das Schlimmste befürchten. Dann empfahl sich die Autorität: „Auf morgen!“ — aber es lag ein Achselzucken und ein „Wer weiß?!“ in diesem Ruf „Auf morgen“.

Der Hausarzt war noch geblieben; er konnte als Freund nicht gehen. Käte hatte sich an ihn geklammert: „Helfen Sie doch meinem Kinde!“ Nun saß er mit Schließen unten in dessen Arbeitszimmer; Käte hatte allein bei dem Kranken bleiben wollen, nur in der Nähe wissen wollte sie ihn.

Stumm saßen die beiden Männer bei einem starken Wein. „Trinken Sie, trinken Sie doch, lieber Freund,“ sagte wohl der Hausherr; aber er selber trank auch nicht. Wie wird sie's ertragen, wie wird sie's ertragen?! Das surrte beständig durch seinen Kopf. Die Stirn in tiefe Falten ge-

zogen, versank er in ein Brüten. Und der Arzt störte ihn nicht.

Droben lag Käte auf den Knien. Vor dem Sessel, in dem sie all die hangen Nächte durchwacht hatte, war sie niedergefunken und hielt beide Hände gegen ihre emporgehobene Stirn gedrückt. Jetzt suchte sie da oben, jetzt suchte sie den Gott, der ihr das Kind, das er ihr einst gütig in den Weg gelegt hatte, nun wieder grausam entreißen wollte. Sie schrie zu Gott in ihrem Herzen:

„Gott, Gott! Nimm ihn mir nicht! Du darfst ihn mir nicht nehmen! Ich habe sonst nichts mehr auf der Welt! Gott, Gott!“

Alles, was sie um sich hatte, was sie sonst noch besaß, — auch ihr Mann — war vergessen. Sie hatte jetzt nur dieses Kind. Dieses einzige Kind, das so lieb, so gut, so klug, so brav, so folgsam, so schön, so reizvoll, so über alle Maßen liebenswert war, das ihr Leben so hoch beglückt, so reich gemacht hatte, daß sie arm, bettelarm wurde, wenn es von ihr ging.

„Wölschen, mein Wölschen!“

Wie war er immer, immer lieb gewesen, so ganz ihr Kind! Jetzt wußte sie nichts mehr von Tränen, die sie seinetwegen vergossen hatte; hatte sie je welche geweint, so waren es Freudentränen, ja, nur Freudentränen gewesen. Nein, sie konnte ihn nicht missen!

Aus ihrer betenden Stellung auffahrend, rutschte sie näher an sein Bett. Seinen erkaltenden Körper nahm sie in ihre Arme, bettete ihn in ihrer Verzweiflung an ihre Brust und hauchte ihren glühenden Atem über ihn hin. All ihre Wärme wollte sie ausströmen lassen in ihn, mit der Kraft ihres Wollens ihn festhalten auf dieser Erde. Wenn seine Brust nach Luft rang, so rang auch ihre Brust, wenn sein Herzschlag stockte, stockte auch der ihre. Sie fühlte sich kalt werden durch seine Kälte, ihre Arme erlahmen. Aber sie ließ ihn nicht. Sie rang mit dem Tode, der zu Häupten stand — wer war stärker, der Tod oder ihre, der Mutter, Liebe?!

Niemand konnte sie von des Knaben Bett verdrängen, auch nicht die Krankenschwester, die Hofmann, als er endlich am Nachmittag in die Stadt zurück mußte, herausgeschickt hatte. Mit sanfter Gewalt verjagte die Pflegerin und Schlieben sie emporzuziehen: „Nur eine Stunde Ruhe, nur eine halbe! Nebenan oder auch hier auf dem Sofa!“

Aber sie schüttelte den Kopf und blieb auf den Knien: „Ich halte ihn, ich halte ihn!“ —

Es wurde Abend. Es wurde Mitternacht. Es hatte vordem stark geweht draußen, nun war es still geworden. Totenstill. Kein Wind rüttelte mehr an den Kiefern, die ums Haus standen; ferkengerade standen sie gegen den hellen Frosthimmel, ihre Kronen waren steif wie aus unbiegsamer Pappe geschnitten. Unbarmerzig flinzelten die Sterne; in der schimmernden Silberplatte des gefrorenen Sees, den das starke Wehen reingefegt hatte vom feuchten Schnee der vorhergehenden Tage, spiegelte sich der Vollmond. Eine grimmige Kälte war urplötzlich gekommen, die alles einzufangen schien mit ihrem Todeshauch.

Fröstelnd schauerten die Wachenden zusammen. Als Schlieben auf den Thermometer sah, war er erschrocken, wie wenig der selbst hier im Zimmer zeigte. Versagte die Heizung? Man sah ja den eigenen Atem. Gatten die Leute nicht neue Kohlen aufgeschöpft?

Er ging selber hinab ins Souterrain, er hätte klingeln können, aber es war ihm ein Bedürfnis, etwas zu tun. O, wie war man doch so schrecklich tatenlos! Stumm kauerte seine Frau jetzt im Lehnstuhl, mit großen starren Augen; die Pflegerin schlief halb, nichts regte sich im Zimmer. Auch das Kind lag so still, als wäre es schon tot.

Eine große Bangigkeit befiel den Mann, der jetzt durch das nächtliche Haus tappte. Es war etwas so Rühmendes in dieser Stille; alles — die Zimmer, die Treppe, die Halle — alles kam ihm auf einmal so fremd vor. Fremd und leer. Wie waren sie doch vordem belebt gewesen vom Hauch der Jugend, erfüllt von der ganzen unbändigen Unbekümmertheit eines wilden Knaben!

Schwer stützte er sich aufs Treppengeländer, unsicher tastete er sich hinab. Ob die Leute unten noch auf waren?!

Er fand sie noch alle. Um den Tisch in der Küche, die jetzt so kalt war, als hätte nicht den ganzen Tag ein hell-loderndes Feuer im Herd gebrannt, saßen sie frierend beisammen. Die Köchin hatte einen starken Kaffee gekocht, aber auch der hatte ihnen nicht wärmer gemacht. Durchs ganze Haus schlich eine Todeskälte; es war, als seien Eis und Schnee

von draußen hereingekommen, als lege der Todeshauch der erstarrten Natur auch hierinnen vom Giebel bis zum Keller.

Es nützte nichts, daß noch mehr Kohlen dem großen Ofen in den Rachen geschüttet wurden, nichts, daß das Wasser heißer durch alle Röhren strömte. Kein Mensch bekam wärmere Füße, wärmere Hände.

„Wir wollen es bei dem Patienten mit einem sehr heißen Bad versuchen,“ sagte die Pflegerin. Sie hatte schon oft in ähnlichen Fällen dieses letzte Mittel von Erfolg gekrönt gesehen.

Alle Hände rührten sich. Die Köchin feuerte, die beiden anderen schleppten das kochende Wasser hinaus; aber Cilla trug mehr und rascher wie der Friedrich. Sie fühlte ihre ganze unerschöpfliche, schaffensfreudige Jugendkraft. Wie gern tat sie das für den guten Jungen! Und bei jedem Eimer, den sie in die vors Bett gestellte Wanne schüttete, murmelte sie leise ein Stohgebet; sie konnte sich nicht bekreuzen, sie hatte keine Hand frei, konnte auch nicht niederknien, aber sie war gewiß, die Heiligen würden sie doch erhören.

„Heilige Maria! Heiliger Joseph! Heilige Barbara! Heiliger Schutzengel! Heiliger Michael, streite für ihn!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Garten des Laubenkolonisten.

Juni.

Am Sonntag, den 27. Mai, habe ich die ersten reifen Kirschchen in meinem Garten gepflückt, am Mittwoch, den 30. Mai, die ersten reifen Erdbeeren. Die Leser werden sich über diese frühen Reifezeiten wundern, da Früchte dieser Art, welche ausgangs Mai auf den Berliner Markt kamen und schweres Geld kosteten, ausschließlich aus dem Süden stammten. Ich habe aber keine Hererei getrieben, sondern auch früheste Sorten gepflanzt. Meine ersten Kirschchen sind echte Kinder unserer Provinz, der Sorte „Früheste der Markt“ angehörig, meine ersten Erdbeeren gehören der Sorte „Deutsch Ebern“ an, so benannt nach einem Ortchen im Regierungsbezirk Frankfurt a. d. Oder. Natürlich muß die frühe Sorte nicht allein, es muß auch ein freier und sonniger Standort geboten werden. In den Städten, zwischen den steilen Wänden der Mietskasernen, reißt alles später oder — auch gar nicht. Frühe Früchte haben einen großen Reiz für den Züchter, denn sie stehen sehr hoch im Preise, und wenn man über hinreichende Phantasie verfügt, so kann man sich sogar einbilden, daß sie, weil teurer, auch besser schmecken; das ist aber nicht der Fall, die späten Sorten sind die besten. Die spätesten Kirschchen reifen mehrere Monate nach den frühesten, während der Abstand zwischen den frühesten und spätesten großfrüchtigen Erdbeeren nur vierzehn Tage beträgt. Im Juli pflüde ich meine beste Sauerkirsche, die große lange Rothkirsche oder Schattenmorelle im August, die knusperige Knorbekirsche in der Sorte Büttners Späte und noch im September von Laubes späte Herbstkirsche. Kirschchen im September werden gewiß jeden Besucher einer Laubenkolonie zur Bewunderung zwingen.

Die aromatischste, sogenannte Ananaserdbeere, ist die riesenfrüchtige Sorte „König Albert von Sachsen“, noch etwas später reißt die ganz eigenartige rosafarbige und äußerst würzige Chileerdbeere *Lucida perfecta*. Will man bis zum Oktober frische Erdbeeren haben, so pflanze man die kleinfrüchtigen Monatserdbeeren, welche die Franzosen „Bunder der vier Jahreszeiten“ nennen; sie reichen im Aroma an die Walderdbeeren, die übrigens nicht im Garten gedeihen, haben deren zierliche Belsaubung und nur wenig größere Beeren. Die Erdbeerernie wird gut, und wo sich deshalb Ueberfluß bemerkbar macht, da denke man an den Winter. Erdbeeren können eingelocht, zur Saftbereitung ausgepreßt und in Rum eingelegt werden. Zu letzterem Verfahren werden ganz frisch gepflückte Früchte vom grünen Stiel befreit, rasch durch klares Wasser gezogen, zwischen Handtüchern getrocknet und nun in einen irdenen Topf gelegt. Danach übergießt man diese Früchte, je nach Geschmack, mit mehr oder weniger kochendem und abgeschäumtem Einnachegucker und hierauf mit so viel Rum, daß sie ganz bedeckt sind. Der Topf wird nun mit Pergamentpapier verbunden und bis zum Winter in den Keller gestellt. Diese Erdbeeren in Rum geben das delikateste Kompott, aber, man darf stets nur eine kleine Portion genießen, sonst könnte man leicht einen besonderen Affen davon bekommen, den Kompottaffen, eine keineswegs angenehme, aber seltene Sorte.

Wenn die Erdbeeren reifen, denen gar bald die Stachelbeeren, Johannisbeeren, Himbeeren und Brombeeren folgen, so ist die Zeit gekommen, zu welcher der Garten und die Laubenparzelle den größten Reiz für den Besitzer haben. Die Zeit der ersten Beeren ist ja auch die Zeit der jungen Gemüse, der ersten Rosen und tausend anderer Blüten. Nur zu rasch geht sie vorüber, und wenn nach langer Trockenheit, wie jüngst, kräftige Gewitterregen fallen, die den schmachtenden Boden tränken, so überstürzt sich das Wachstum der Pflanzen förmlich, die Früchte schwellen, die Knospen springen und

man muß die Augen offen halten und um sich schauen, um all die Pracht und Ueppigkeit zur rechten Stunde genießen zu können. Wenn man um diese Zeit nur einmal wenige Tage dem Garten fern bleibt, ist man erstaunt über die gewaltigen Veränderungen, die sich in solch kurzer Zeitspanne vollziehen können.

Es war am Pfingstmontag! Wie immer an Sonn- und Festtagen hatte ich die Nacht in meinem Garten verschlafen. Da suchte ich mit Eintritt der Dämmerstunde mein hartes Lager auf, um es beim ersten Hahnenschrei wieder zu verlassen. Herrlich ist die freie Natur in solcher Morgenfrühe. Glühend rot geht fern im Osten der gewaltige Sonnenball auf, an den Blättern, Blüten und Gräsern spiegeln sich Millionen von Taupropfen, sie funkeln wie Perlen und Diamanten und verflüchten mit dem Höhersteigen der Sonne, indem sie eine erquickende Feuchtigkeits- und Frische verbreiten. Mag der Tag noch so trocken und heiß gewesen sein, der Tau der Nacht bringt Erfrischung, und am frühen Morgen steht wieder alles wie neugeboren aus.

Also, es war in der Frühe am Pfingstmontag. Ruhig durchmaß ich die Gartenwege, erfreute mich an den Blüten, an den schwellenden Nesseln und Birnen, und legte hier und da, wo es not tat, die helfende Hand an. Es gibt ja zu dieser Jahreszeit Arbeit in allen Ecken und Enden. Hier macht sich das Unkraut breit, da ist ein Saatbeet zu gießen, dort wollen die Kohlgewächse behackt und behäufelt sein, und dann haben sich auch auf unseren steten Sorgenkindern, den Obstbäumen, Schädlinge, namentlich die verberblichen Rüsseln der Knospenswickler, breit gemacht. Sie hausen in zusammengerollten Blättern und müssen in denselben zerdrückt werden. Eine gegen die meisten anderen Schädlinge wirksame furchtbare Giftröhre, bestehend in einer Lösung von Arsenik, Kupfervitriol und Aetzalkali, in reichlicher Verdünnung, 1/4 Kilo des fertigen Rüsselpulvers in 100 Liter Wasser, mit einem Reiserbesen tüchtig verrührt, stößt diese kleinen Schenkale durchaus nicht; sie sitzen sicher in ihren zusammengeknüpften Blattfalten und warten mit ihrem Fraß, bis neues, giftfreies Laub nachgewachsen ist, was in jetziger Jahreszeit nur Stunden erfordert. Ähnlich machen es die Blattläuse, diesen rückt aber mein Nachbar, ein Zigarrenfabrikant, mit Tabakstaub auf den weichen, vollgefressenen Leib, indem er den Schmarotzern am Morgen, wenn das Laub noch vom nächtlichen Tau durchnäßt ist, mit einem Blasebalg den Giftstaub ins Gesicht bläst, oder indem er eine Absorption von Tabakstaub herstellt, sie durch ein grobes Leinentuch filtert, und dann die verdünnte Brühe mit einer sie in feinsten Zerstäubung abgebenden Blechspritze in das Laubwerk befördert. Bei früh reisendem Obst, namentlich bei Beerenfrüchten, lasse man aber diese Tabakart, denn diese Früchte werden dadurch ungenießbar.

Die kleinen Arbeiten, welche die Morgenfrühe mit sich brachte, waren verrichtet, ich hatte gerade meine Brieftauben und die prächtigen, sich auf freiem, mit Birken bestandenen Laufplatz tummelnden weißen Wyandottes-Hühner, die ich als gute Fleisch-, fleißige Lege- und ansprechende Schmudhühner hochschätze, gefüttert, als ich in der Ferne über dem versandeten Triftweg mit Staunen eine mächtige Karawane heranziehen sah. Es waren mit Brieftauben, die heute meine Gäste sein sollten und an die ich fast vergessen hätte. Jetzt waren sie nahe dem Feldbach, der die Wiese teilt, allen voran die dicke und bornehme Tante Köschen aus Franz-Buchholz, mit hoch aufgeschürztem schwarzen Kleiderrock und mächtigem weißen Strohhut, auf welchem ein ganzer Hahnenschweif im Winde flatterte, dann kamen Brieckle und Frau, wie immer Arm in Arm, trotz zwanzig ehelicher Kriegsjahre, in welchen sie stets gesiegt hatte, dahinter Meier aus Rixdorf und zuletzt die sechs Töchter in ihren blütenweißen Blusen.

Ich konnte mich nicht mehr halten, ich mußte ihnen entgegen-eilen, und gemeinschaftlich, unter dem jubelnden Gesang der Töchter, welcher sich mit dem Trillern der in die reine Morgenluft emporflatternden Feldlerchen mischte, zogen wir als glückliche, die Werktaglast vergessende Menschen im Gänsemarsch durch das breite Gartentor.

Jetzt war die Reihe zum Staunen an Brieckles; und sie staunten über all die kleinen Herrlichkeiten, die hier im Albertshain bei Rixdorf der vordem arme märkische Sand hervorbringt. Frau Brieckle konnte den Kohl und die Kohlrabi nicht genug bewundern, sie schwärmt für grüne Gemüse, die Tante blieb zunächst beim Klatzschmohn hängen und setzte sich dann in die Erdbeeren, um zu pflücken, was das Zeug halten wollte, die Töchter machten sich an den blühenden Rosenbüschen zu schaffen und Brieckle ging zur Laube, um den die Blütenknospen, die Gescheine, zeigenden weißen Gutebel zu betrachten, der bei seinem ersten Besuch des Gartens im April noch kahl war, jetzt aber einen „guten Herbst“ versprach. Bald sammelten sich alle in der Laube, wo Tante Köschen einen breiten Platz einnahm, während wir anderen zusammengepreßt wie die Heringe saßen und unsere Erfahrungen austauschten.

Auch bei Brieckles hatte der Regen nach langer Trockenheit Wunder gewirkt. „Mailönig“, der frühe Kopfsalat, die Pariser Karotten, Kohlrabi und Wairettige hatten den ersten Tribut geliefert, frühe Erbsen waren pflückreif, und am Pfingstsonntag hatten Brieckles Sommerrettige gefäet, Gurken und Kürbisse gelegt, aber nicht die gewöhnlichen Landgurken, nicht die Zentnerfürbisse, an denen man sich von der Laube bis zum Hause krumm schleppen kann, sondern die kleinen persischen Traubengurken, die, in Essig eingelegt, eine Delikatesse sind, und die Kürbisforte „Mirakel“ mit schalenlosem Kern, auch hatten sie einige Tomatenpflanzen gesetzt. Alle Tage gab's nun frisches Gemüse, und auch die Laube war

grün geworden, da Winden und Hopfen mächtig ins Wachsthen kamen.

Nachdem wir uns tüchtig ausgeplaudert, mußte auch der Magen zu seinem Recht kommen. Ich tische in der Laube auf, nicht Hummern, Rads und frischen Bärenschinken, sondern Brot mit Wurst und Käse, frische Eier aus dem Hühnerstall und eine kühle Blonbe mit Himbeer. Dann ging's an die eingehende Besichtigung meines Gartens, wobei Meier das große Wort führte, obwohl er weder Laubenfenster noch Zäunenlange besitzt; bei den Agariern heißt's weder Ar noch Palm. Er wollte alles besser wissen als ich, bis es sich schließlich herausstellte, daß er mein praktisches Taschenbuch für Gartenfreunde in der Kofftasche stecken hatte; er hatte es sich heimlich beim Buchhändler geholt und so eifrig darin studiert, daß er jetzt überall in gärtnerischen Fragen die erste Geige spielt und sich demnächst als Parzellenbesitzer in Kriekemal niederlassen will.

Den Nachmittag widmeten wir einem Spaziergang in die Wälder und Laubenkolonie der Umgegend. Im Albertshain, im Neu-Vogelsdorf, in der „Luftigen Sieben“, wo ein Berliner Tischler sein Landhaus mit der weithin sichtbaren Inschrift: „Zur gemüthlichen Armut“ versehen hat, und ein Berliner Maurer seit zwei Jahren in freien Stunden allein an seinem Hause baut, das zum Winter im Rohbau fertig sein soll, gab es so manches zu sehen. Dann ging's zur großen und zur neuen Kolonie Petershagen, zur Kolonie Bruchmühle, deren Gründer im Vorjahre ausgerückt ist, nach Kaufelde und von dort zurück nach meinem Garten. Während ich mit Brieckle und Meier zum nahen See pendelte, wo wir ein erfrischendes Schwimmbad nahmen, nachdem ich zuvor vor der mit Wasserpflanzen durchwachsenen Stelle gewarnt hatte, an welcher mich in diesem Jahre beinahe das gleiche tragische Gescheh ereilt hätte, dem der den Lesern dieses Blattes bekannte Dr. Kurt Grotteiwitz im Vorjahre im Müggelsee erliegen mußte. Unsere Abwesenheit benutzte die vornehme Tante Köschen, die sich schon am Vormittag an meinen Erdbeeren den Magen überladen hatte, zu einem Verdauungsschläfen in der Hängematte, während die Töchter tapfer Erdbeeren pflückten und Frau Brieckle aus einem kleinen Fäßchen den Mosel abzapfte und dann die Bowle braute. Die Tante blieb in der Hängematte hängen, wir anderen saßen beim trauten Lampenschein in der grünumrankten Laube und leerten die Bowle bis zum letzten Tropfen. Was wir plauderten, soll Geheimnis bleiben, nur soviel darf ich verraten, daß die zwölfte Stunde geschlagen hatte, als wir, die Töchter reich mit Beeren und Blüten beladen, durch die dunkle Nacht marschirten, um noch mit dem letzten Zuge Berlin zu erreichen.

Mag Hessdörffer.

Kleines feuilleton.

st. Lilit. Dieser weibliche Dämon oder richtiger diese Oberin der weiblichen Dämonen, welche den Kollektivnamen Lilin führen (mit der chaldäischen Pluralendung in), und die auch in Goethes „Faust“ (Blodsbergsgene) auftritt, spielt in der Dämonologie des babylonischen Talmud eine Hauptrolle, was die Angaben über sie in dem Artikel „Dämonen bei den alten Babyloniern“ im „A. D.“ Nr. 101 bestätigt. Der Name Lilit kommt schon im Prophetenbuch des Jesaja vor (34, 14), wo es in einem Orakel über die Verwüstung des Landes Edom, das unstreitig von einem Verfasser aus der Zeit des babylonischen Exils herrührt, u. a. heißt: „Dort wird die Lilit hausen“.

Der Name, vom hebräischen Lajelah, „Nacht“, bedeutet die Nächtlische, also Nachtule, oder Nachtgespenst, wofür das unheimliche Wesen und Schreien der Nachtule das Motiv abgegeben haben mag. Sie ist wohl verwandt mit der von Ovid erwähnten Strix der Römer, der Oheule, die nach dem römischen Ammenmärchen den Kindern in der Wiege das Blut auszog und giftige Milch aus ihren eigenen Brüsten einmelkte; vielleicht auch mit der bei Aristophanes in den „Froschen“ und der „Weiberballsammlung“ erwähnten Empusa, das von der Hergentönigin Gelate ausgesendete Gespenst mit rotem Gesicht und ehernem Felsfuß; gewiß aber auch mit der grausamen Lania, der ehemals schönen Königin Libyens, welche Kinder stiehlt und tötet.

Auf neugeborene Kinder hat es Lilit besonders abgesehen. Um die Kinder vor ihr zu schützen, sieht man noch jetzt in vielen jüdischen Wochensubben, auch Deutschlands, an den Wänden Zettel mit hebräischen Gebeten und Beschwörungsformeln, worin namentlich drei Engel mit den seltsamen Namen Sinui, Sininui, Smanglaf angerufen werden.

Damit hat es folgende Bewandnis. Nach dem Talmud und späteren rabbinischen Werken war Lilit Adams erste Frau (wie auch Mephisto im „Faust“ sagt), die wie Adam selbst aus Erde geschaffen wurde, was auf die erste Relation der pentateuchischen Schöpfungsgeschichte gestützt wird. Schon bei diesem ersten Ehepaar traten bald Zerwürfnisse ein, weshalb Lilit eines schönen Tages auf und davon in die Wüste flog. Darüber beklagte sich Adam bei seinem Schöpfer, welcher der Aufrückerin die genannten drei Engel nachsendete. Diese sahn deten nach ihr und erwiderten sie beim Gehilfen. Da sie sich zurückzuführen weigerte, wollten sie die Engel ersaufen. Da flehte sie um Schonung und versprach, sich nur an neugeborenen Kindern zu vergreifen und zwar an Knaben bloß bis

zum achten und an Mädchen bis zum zwanzigsten Lebensstag. Da die Engel gleichwohl auf sie eindrangen, schwur sie einen heiligen Eid, kein Kind anzutasten, wenn sie die Namen der drei Engel in der Wochenstube erblicke. Worauf die Engel von ihr abließen, und Gott dem Adam die Eva aus der Rippe schuf, wie die zweite Schöpfungsgeschichte.

Von der früheren Verbindung der Lilith mit Adam stammen die Dämonen. Es scheint aber, daß sie nach ihrer Flucht noch manchmal mit Adam geteufelt haben, denn die Stelle Gen. 3, 4, wonach Adam nach der Geburt seines dritten Sohnes Seth, Söhne und Töchter zeugte, wird auf die Erzeugung vieler Dämonen gedeutet. Uebrigens wird sie auch als Urheberin erotischer Träume usw. angegeben, wobei sie Dämonen empfängt. Auch das Alpdrücken wird ihr zugeschrieben. Der Krattat Erubin (Zol. 100b) beschreibt sie als üppig behaart. —

hg. Vulkanusbruch und Atmosphärenstaub. Nachdem im Jahre 1883 die Insel Krakatau durch einen vulkanischen Ausbruch zerstört war, zeigten sich bald darauf gewisse eigenartige Erscheinungen in der Atmosphäre, die vorher nicht beobachtet waren. Einige Zeit nach Sonnenuntergang und vor Sonnenaufgang erschienen am sonst dunklen Himmel gelblich-rote Stellen, die den sonst durch die äußersten Strahlen der unter dem Horizont verborgenen Sonne veranlaßten Dämmerungserscheinungen sehr ähnlich waren, nur daß sie am Abend viel später, am Morgen viel früher auftraten. Man fand die Erklärung schließlich darin, daß durch den Krakatau-Ausbruch sehr große Staubmengen außerordentlich hoch in die Luft geschleudert und dann überallhin zerstreut waren; bei ihrer großen Höhe wurden diese Staubteilchen noch dann von Sonnenstrahlen erreicht, wenn die tieferen Schichten der Atmosphäre, in denen die gewöhnliche Abend- und Morgen-dämmerung entsteht, längst nicht mehr von der Sonne erreicht werden konnten. Wenn die Sonne so hoch trat, daß sie auch andere Teile unseres Luftozeans oder gar die Erde selbst beleuchten konnte, war die dadurch hervorgerufene Helligkeit so groß, daß sie das zarte Licht des hohen Krakataustaubes überdeckte und dieser verschwand, ähnlich wie ja auch am Tage das kräftige Licht der Sonne die Sterne überstrahlt und unsichtbar macht. Jahrelang zeigten sich diese Dämmerungserscheinungen, bis endlich der Krakataustaub sich allmählich gesenkt oder zu sehr zerstreut hatte, um noch bemerkt werden zu können. Die vor einigen Jahren in Westindien, besonders in St. Vincent vorgekommenen vulkanischen Eruptionen riefen ähnliche Erscheinungen hervor, allerdings von geringerer Stärke, da ja die westindischen Ausbrüche denen des Krakatau an Gewalt nicht zu vergleichen waren. Als nun im Frühling dieses Jahres auch der Vesuv in ungewöhnlich starker Weise arbeitete, lag der Gedanke nahe, daß auch jetzt wieder Erscheinungen auftreten könnten, die durch den Staub veranlaßt wären, den der Vesuv in die Luft schleudert hatte; diese Annahme erschien um so berechtigter, als der diesjährige Vesuvausbruch sich durch besonders heftigen Nebelregen auszeichnete. Jetzt gehen nun Meldungen ein, daß allerdings solche atmosphärische Stauberscheinungen festgestellt wurden. Freilich war der Vesuvausbruch nicht kräftig genug, um den Staub so hoch in die Luft zu werfen, daß er zu Dämmerungserscheinungen Anlaß bieten konnte, aber in tieferen Atmosphärenschichten rief der Staub das meteorologische Phänomen hervor, das man mit dem Namen Höhenrauch belegt, und der eben in nichts anderem besteht, als darin, daß in der Luft sehr dicht verteilt viele feine Staubteilchen schweben. Am 11. April war in und bei Paris ein so dichter, gelblicher Höhenrauch, daß dadurch die Schifffahrt auf der Seine gestört wurde und die Sonne ein ganz anderes, eigenartiges Aussehen erhielt. Der französische Gelehrte Meunier kam auf die Idee, daß dies mit dem Vesuvausbruch im Zusammenhang stehe; er brachte auf dem Dache seines Wohnhauses Platten an, die mit Glycerin bestrichen waren, so daß etwas von dem in der Luft verteilten Staub daran Heben blieb. Als er dann diesen Staub abwusch und mikroskopisch untersuchte, zeigte er eine völlige Uebereinstimmung mit dem, der bei dem Vesuvausbruch vom Jahre 1882 aufgefangen und mikroskopisch untersucht worden war. Aber auch von anderen Orten meldete man ähnliche Höhenraucherscheinungen. In der schweizerischen meteorologischen Zentralanstalt in Zürich zeigten sich am 11., noch deutlicher aber am 12. April, Spuren der Vesuberuptionen. Vor dem Gebirge, über Thal und See in der Umgebung Zürichs, zeigte sich ein auffällig feiner trockener Nebeldunst in höhenrauchartiger Form, der keine Feuchtigkeit niederschlug, naheliegende Gegenstände dem Auge nicht verbarg, sondern nur dem Himmelsblau seinen tiefen Farbenton nahm und ihm ein eigenartig weißschleieriges Aussehen verlieh. Mit diesem weißlichen Saegen waren auch die Berge überzogen. — Sogar an der Nord- und Ostsee, also recht weit entfernt vom Orte des Vulkanusbruchs, zeigten sich ähnliche Erscheinungen, wenn sie auch, eben infolge der größeren Entfernung, hier schwächer auftraten. Aber daß es sich wirklich um Wirkungen des Vesuvausbruchs handelte, ergab die wissenschaftliche Untersuchung des Staubes, die man in Kiel vornahm; bei ihnen zeigte sich ebenfalls die Anwesenheit von Vesuvstaub. —

Gesundheitspflege.

e. Vorbedingungen eines gesunden Schlafes. Je mehr in unserer Zeit die Anspannung des Geistes und der

Nerven wächst, desto größer wird auch die Zahl der Leute, die an Schlaflosigkeit leiden. Daraus erklärt es sich, daß jetzt kaum eine Woche vergeht, in der nicht irgend ein neues Schlafmittel auf den Markt gebracht wird, und die Zahl der Rezepte, die der einzelne zur Beförderung des Schlafes geben zu können meint, ist geradezu Legion. Der eine macht vor dem Zubettgehen gymnastische Uebungen, der andere glaubt nicht gut schlafen zu können, wenn er nicht kurz vorher so und so viel Pfeffer verzehrt hat; der dritte muß zu demselben Zweck bestimmte Bäderungen mit sich vornehmen usw. Man sollte denken, daß es schwierig ist, überhaupt noch etwas Neues in dieser Hinsicht zu sagen. Eine ganz nützliche Zusammenstellung der Dinge, auf die man achten sollte, wenn man gut schlafen will, bringt Dr. Dabbs in der Wochenschrift „English Mechanic“. Nachdem die Rücksichten auf genügende Lüftung des Schlafraums und auf ein leichtes Abendessen in nicht zu kurzer Zeit vor dem Zubettgehen als selbstverständlich erwähnt worden sind, gibt der Arzt noch folgende Anordnungen: Sei aufmerksam auf alle Gasöhne in Deiner Wohnung und sich zu, daß sie nicht undicht sind oder gar offen stehen. Laß keine Gasflamme in der Nacht brennen, denn sie verdickt die Luft in außerordentlichem Grade. Hüte Dich vor einer Ueberempfindlichkeit gegen Geräusche, denn in dieser verwickelten hastigen Welt wird es selbst zur Nachtzeit selten irgendwo ganz ohne Geräusche abgehen. Deine Ruhe muß in Dir selbst sein. Wer einen leichten Schlaf hat, kann trotzdem gut schlafen. Was man die Tiefe des Schlafes nennt, ist noch kein Merkmal einer vollkommenen und erquicklichen Ruhe. Bemühe Dich nicht darum, die Schlafzimmern künstlich zu verdunkeln, sondern schließe wenigstens das natürliche Licht nicht aus. Laß es ungehindert durch das Fenster eintreten, und gewöhne Dich dabei zu schlafen. Trinke und benutze viel Wasser und atme große Mengen reiner Luft. Es ist ein Unsiem zu sagen, Nachtlust sei unter allen Umständen schädlich. Die Luft in einem Zimmer, dessen Fenster nicht verschlossen sind, würde auch Nachtlust sein, aber diese Nachtlust ist weitens schädlicher als irgend welche sein kann, die aus dem Freien hereinblommt. —

Aus dem Tierreiche.

n. Kletterantilopen. Die meisten Antilopen sind Bewohner der Ebene und besonders der Steppe, aber es gibt auch eine Gruppe unter ihnen, deren Vertreter ausschließlich im Gebirge leben und es mit der Gemse, dem Steinbock und der Ziege an Kletterkunst aufnehmen. Es ist erklärlich, daß diese Bergantilopen sich auch in ihrem Körperbau von ihren Vetteren unterscheiden müssen. Was den anderen Antilopen die unergleichlich zierliche Erscheinung gibt, sind hauptsächlich die hohen Beine. Solche können aber die Kletterantilopen gar nicht brauchen, weil sie zur Erhaltung des Gleichgewichts in einer schwierigen Lage nicht dienlich sind. Auch die Hufe müssen bei den Gebirgsbewohnern anders beschaffen sein, wie sich ja auch der Mensch mit seinem Fußzeug für Bergtouren anders einrichtet, als bei Spaziergängen in ebenem Gelände. Endlich zeichnen sich die Bergantilopen noch durch ein dichteres Haarleid aus, das sie vor der größeren Kälte in höheren Gebieten zu schützen vermag. Im allgemeinen sind die Bergantilopen schwer zu fangen und noch schwerer in Gefangenschaft zu halten, wenn nicht große Sorgfalt darauf verwandt wird, ihnen das Entweichen unmöglich zu machen und doch einen angenehmen oder wenigstens erträglichen Aufenthalt zu ermöglichen. So ist von dem indischen Goral, der neben dem afrikanischen Klipppringer als der berühmteste Vertreter der Kletterantilopen zu bezeichnen wäre, bis vor kurzer Zeit noch nie ein lebendes Exemplar nach Europa gelangt, während jetzt wenigstens zuweilen ein Goral in guter Verfassung aus Indien herübergeschafft wird; auch der Berliner zoologische Garten hat jetzt eines dieser Himalayahiere seiner Antilopenammlung einverleiben können. Der Goral gleicht in Größe und Körperbau mehr einer Ziege als einer der Antilopenarten, die man gewöhnlich in zoologischen Gärten zu Gesicht bekommt. Sogar die Hörner sind denen der Ziege ähnlich, aber nicht kantig, sondern rund. Die Jagd auf den Goral ist nicht so schwierig wie die auf Steinböcke oder Gemsen, obgleich jene bei den Bergvölkern des Himalaya für die schnellsten aller Tiere gelten. Ist ein Goral gefangen, so muß er sehr gut verwahrt werden, denn selbst Gehege von einer Höhe bis zu drei Meter bieten für das Tier trotz seiner verhältnismäßig geringen Größe kein unbefugbares Hindernis. —

Humoristisches.

- Nach der „Abfütterung“. „Wie war das Diner?“ „Satt bin ich nicht, aber Durst hab' ich!“ —
- Frage und Antwort. „Was ist ein Junggefelle?“ „Ein Junggefelle ist ein Mann, dem zu seinem Glücke die Frau fehlt.“ —
- Wahres Geschichtchen. Der kleine Seppel, der erst einige Wochen in die Schule geht, rückt eines Tages unruhig in der Bank umher. Endlich nimmt er sich doch Mut; er steigt über die Köpfe seiner Mitschüler hinweg aus der Bank. Auf seinen Platz deutend, sagt er zum Lehrer: „Du, Lehra, da paß auf mei Sach' auf, i muuß aufgeh'!“ — (Jugend.)